

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 16 (1975)
Heft: 9

Artikel: In Obhut der Befreier : zum Ende des Krieges vor 30 Jahren : ein ehemaliger ungarischer Kriegsgefangener erinnert sich
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zum Ende des Krieges vor 30 Jahren

In Obhut der Befreier

Ein ehemaliger ungarischer Kriegsgefangener erinnert sich

Am 8. Mai 1945 ging der Krieg zu Ende. Für Osteuropa bedeutete allerdings die Befreiung von der nationalsozialistischen Domination den Auftakt zur gleichwertigen sowjetsozialistischen Vorherrschaft, und aus den Zwangsverbündeten des Hitlerfaschismus wurden die Zwangsverbündeten des Sowjetfaschismus.

Herbst 1944. Unsere ungarische Einheit befand sich auf dem Rückzug von Polen nach Ungarn durch die Karpaten.

Am 25. Oktober geriet ich in russische Gefangenschaft, aber bereits nach zwei Stunden gelang mir zusammen mit einem Offizierskandidaten die Flucht. Wir wollten zu unserer Einheit zurück, aber das erwies sich als unmöglich: die Russen waren schon überall. Wir suchten zunächst Unterschlupf in einer ruthenischen Hütte; die Leute machten uns klar, wo wir uns befanden und wie wir weiterkommen könnten. Später trafen wir auf eine ungarische Familie, die in der Karpato-Ukraine ansässig war. Von ihr erhielten wir abgenützte Zivilkleider im Austausch gegen unsere Uniformen, und nun konnten wir offen losziehen in Richtung ungarische Tiefebene, überall durch russisch besetzte Gebiete.

«Ich stelle mich den Sowjets. Mit meinem antifaschistischen Background riskiere ich ja nichts.»

In meiner Stadt sah ich an den Wänden die Aufzüge der sowjetischen Armeekommandantur: die Soldaten der ungarischen Armee hätten sich zu melden.

Niemand kam dieser Aufforderung nach, aber ich dachte mir: «Wenn einer sich mit erhobenem Kopf den Russen stellen kann, dann bin ich es.» Denn ich gehörte einer Familie an, die sich mit ihrer legalen Opposition gegen den Krieg und gegen die alte halbfeudale Rechts-, Wirtschafts- und Sozialordnung exponiert hatte. Dann war sie am Kampf gegen die Nazis beteiligt gewesen, unter ständiger Gefahr für Freiheit und Leben aller Familienmitglieder. Wir hatten kein Hehl daraus gemacht, dass wir unsere Rettung von der sowjetischen Armee erhofften, schon aus der Vermutung heraus freilich, dass Ungarn bei den Westmächten abgeschrieben sei.

«Was?! Der kann russisch? Also ist er ein Spion!»

Also stellte ich mich am Morgen des 15. Novembers auf der sowjetischen Kommandantur ein, wo ich gut empfangen wurde: «In ein paar Stunden sind Sie wieder frei.» Aus den paar Stunden sollten drei Jahre werden.

Mein Pech war es, dass ich die Sprache der Befreier gelernt hatte. Und dass die Sowjets, was mir allerdings erst viel später aufging, an wirklich antifaschistischen Verbündeten keinen Bedarf hatten, weil sich die Gegnerschaft zum Fa-

schismus früher oder später auch gegenüber den neuen Herren äussern musste.

Man führte mich einem Hauptmann des KGB (damals NKWD) vor. Ihm stand ein Dolmetscher zur Verfügung, der weder richtig ungarisch noch richtig russisch sprechen konnte. Er übersetzte meine Aussagen derart fehlerhaft, dass ich russisch zu sprechen begann.

Das hätte ich besser nicht tun sollen, denn der Hauptmann «erkannte» mich daran als Spion. Er sagte mir gleich (und wiederholte es im Verlaufe der nächsten Stunden etliche Male), wer russisch spreche, könne nur ein feindlicher Agent sein. Er verlangte zu wissen, was mein Auftrag sei. Man stellte die Photographie eines gehängten (nicht erschossenen) Feindes vor mir auf den Tisch und drohte, man werde mich genauso aufhängen, wenn ich nicht bekenne. Als ich mich endgültig weigerte, ein diesbezügliches falsches Protokoll zu unterschreiben, begann mich der Hauptmann mit seiner Pistole so zu verprügeln, dass ich danach kaum imstande war, das Verhörzimmer zu verlassen.

Man sperrte mich ins Kinderzimmer eines benachbarten Hauses ein. Ich hatte Gesellschaft; fünf Ungarn und ein russischer Soldat lagen schon auf dem Boden.

Der Russe hatte in betrunkenem Zustand den Abmarsch seiner Einheit verpasst. Er wollte wissen, weshalb ich hier sei. Ich sagte ihm, man habe mich mit der Versicherung hierher gebracht, man werde mich nach zwei Stunden erschiessen, falls ich meinen angeblichen Spionageauftrag nicht preisgebe.

Indessen wurde es Nacht, bis man mich abholte. Ein Soldat stiess mir den Lauf seiner Maschinenpistole in den Rücken und dirigierte mich hinaus.

Ich kam in ein anderes Zimmer als am Vormittag, und es war auch ein anderer KGB-Hauptmann, der mich dort erwartete. Er empfing mich sehr freundlich. Man habe festgestellt, dass ich kein Feind sei, und ich solle den Zwischenfall vom Vormittag vergessen. Es sei eben Krieg, und da müsse man vorsichtig sein; schliesslich wisse man nie, mit wem man es zu tun habe. Was mit mir geschehen werde, wusste der Hauptmann allerdings auch nicht; die Resultate der Ermittlungen seien jedenfalls weitergeleitet worden.

«Sobald die Kommission eintrifft, sind Sie frei...»

Ich blieb noch sechs Tage beim KGB, und zum Abschied entschuldigte sich bei mir sogar der Hauptmann, der mich verprügelt hatte.

Wir bringen hier den Bericht eines damaligen ungarischen Soldaten über seine Reise in die sowjetische Kriegsgefangenschaft. Er hatte sich den Sowjets im Vertrauen auf ihre echte Rolle als Befreier gestellt. Denn er kam aus Kreisen, die sich in politischer Opposition gegen das frühere halbfeudale System befunden hatten und mutig gegen die Nazis aufgetreten waren.

Sein Vertrauen in die antifaschistische Solidarität wurde schlecht belohnt. Zunächst kam er für drei Jahre in eine Gefangenschaft, bei der das schiere Überleben schon keine Selbstverständlichkeit war, wie sich aus seiner Schilderung des Transportes ergibt. Und nach seiner Rückkehr kam er allmählich darauf, dass eine antifaschistische Solidarität nur gegen die Sowjets möglich war. Diese Einstellung bewies er 1956 an der Seite der aufständischen Bevölkerung, und heute befindet er sich in der Schweiz, die ihm zur neuen Heimat geworden ist.

Ich wurde ins Kriegsgefangenenlager transportiert. Dort teilte mir der Kommandant, ein KGB-Major, mit, man werde mich angesichts meiner Verdienste im politischen Kampf gegen die Nazis freilassen. Im Falle von Offizieren (ich war Fähnrich) sei er allerdings nicht ermächtigt, die Entlassung selbst vorzunehmen; man müsse das Eintreffen der Kommission abwarten, die alles bestens regeln werde.

Im Lager erhielt ich ein eigenes Zimmer, und ein Soldat war mir als Bedienung zugewiesen. Den Grund dieser übertriebenen Privilegierung erfuhr ich später. Der Lagerleitung lag daran, unter den Gefangenen alle Offiziere herauszufinden, von denen viele ihre Gradabzeichen vorsichtshalber entfernt hatten. Die offenkundige Besserstellung ihrer Kollegen brachte sie dazu, ihren Rang bekanntzugeben. Von dem Zeitpunkt an war es allerdings mit den Einzelzimmern und persönlichen Ordnonnanzen fertig.

Die Reise im Güterwagen beginnt

Mehrere Transporte gingen weg. Ich wartete immer noch auf die Kommission, die mich freilassen sollte. Aber sie kam nicht. Statt dessen kam der Verladungsbefehl auch für mich. Am 23. Dezember hatten wir uns im Güterwagen einzurichten.

Dem ging eine erneute gründliche Durchsuchung voraus. Sie diente jedoch ausschliesslich dem einen Zweck, uns vom Rest unserer «überflüssigen» Habe, wie Ringe oder Uhren, zu befreien. Allfälligerweise noch vorhandene gute Stiefel wurden bei dieser Gelegenheit gegen schlechte umgetauscht. Der Wächter, der meinen Rucksack durchsuchte, nahm mir die halbe Tabakration weg. «Jedem die Hälfte!» sagte er dabei beruhigend. Nun, mir als Nichtraucher machte das nichts aus; die Uhr hatte er mir schon zuvor weggenommen.

Der Gefangenentransport umfasste etwa 1500 bis 2000 Mann. In meinem kleinen Güterwagen waren 40 Offiziere eingesperrt. In der Waggonmitte hatten wir einen schlechten Ofen und als Ausdruck des hygienischen Komforts ein Loch im Boden.

Als die KGB-Wache uns abführte, liefen ziemlich viele Zivilisten zusammen. Sie wurden von den Offizieren besänftigt: «Eure Leute kommen bald zurück.» Die gleiche Versicherung sollten auch wir in der Folge immer wieder hören, drei Jahre lang: «skoro domo!» — bald könnt ihr heim.

Der Zug lief am Weihnachtsabend gegen 5 Uhr aus. Einer der ungarischen Offiziere hatte seine



Breschnew als Politoffizier der 18. Armee am 26. Oktober 1944 bei Mukatschew. Aus dem Befreier vom Hitlerfaschismus wurde der Chef des Sozialfaschismus. Für beide Formen gilt: Sozialismus in Worten, Faschismus in Taten.

Uhr retten können, indem er sie in sein Brot einstopfte; so stellten wir die Zeit fest. Vom Lager hatten wir noch einige Kerzen, aber diese hielten nicht lange vor, und da der ganze Waggon zugemagelt war, blieben wir im Finstern. Lediglich durch die Ritzen konnten wir feststellen, ob es draussen hell oder dunkel war.

In den ersten zwei Tagen gab man uns regelmässig zu essen und auch etwas Holz, um zu heizen. Auf rumänischem Gebiet hörte das alles auf.

Ersatz für geflüchtete Gefangene:
Man nimmt die erstbesten Angehörigen einer verbündeten (!) Armee fest, damit die Zahl stimmt

Dafür erhielten wir am Neujahrstag einen neuen Kameraden, einen rumänischen Hauptmann. Er gehörte einer verbündeten Armee an, denn die Rumänen hatten sich am 23. August auf die sowjetische Seite gestellt und setzten den Krieg

zusammen mit der sowjetischen Armee gegen die Deutschen fort.

Wie kam der Unglückliche denn dazu, plötzlich in die «Kriegsgefangenschaft» der Verbündeten zu geraten? Er wusste bloss zu berichten, dass er am Bahnhof spazierte, als sich unvermittelt KGB-Leute auf ihn stürzten, ihm die Pistole wegnahmen und ihn in den Waggon verladen. Später stellte sich heraus, dass die Sowjets lediglich ihr Plansoll an Gefangenen wiederhergestellt hatten. Zwei gefangene Soldaten hatten beim Wasserholen die Flucht ergriffen und waren entwischt. Die KGB-Wache, der das passiert war, behalf sich so, dass sie zwei Rumänen gefangen nahmen, die sich zufällig am Bahnhof befanden. Die Zahl musste stimmen. So war der Transport wieder in Ordnung.

Am 3. Januar 1945 trafen wir in Focsani ein, wo man uns in einem Kriegsgefangenenlager einquartierte, das die Deutschen für die Russen eingerichtet hatten. Erstmals und letztmals in meiner Gefangenschaft sah ich hier Duschräume

und gut geheizte Schlafräume. Am nächsten Tag mussten wir uns abduschen und wurden kahlgeschoren.

Der Sinn der Reinigungsaktion bestand darin, uns alles wegzunehmen, was man uns aus Versehen noch übriggelassen hatte. In der Gruppe, in der ich mich duschte, versteckte ein Kamerad seinen Ehering im Hintern, aber der KGB-Mann kannte den Trick und fand das Versteck. Zwei andere Gefangene hatten goldene Zähne. Man schlug sie ihnen heraus (wir alle mussten zur Kontrolle den Mund aufmachen), und sie verliessen den Duschaum mit blutendem Gesicht.

Die 16 schlimmsten Tage:
Das Eis von den Waggonstangen ablecken, um nicht zu verdursten

Am 5. Januar ging der Transport weiter. Die Fahrt von Focsani bis Feodosija auf der Krim dauerte 16 Tage. Sie ist eine der schrecklichsten Erinnerungen meines Lebens.

80 Offiziere in einem Güterwaggon, in drei Ecken die drei Soldaten, die uns bewachen mussten. Da ich russisch und deutsch sprechen konnte, war ich der Dolmetscher und bestieg den Waggon als letzter. Mir blieb nur ein Platz neben dem «WC», das heisst dem Loch, frei. Einen Ofen gab es nicht mehr. Wir waren in ständiger Finsternis 16 Tage eingesperrt.

Zum Essen gab man uns alle zwei Tage ein paar Stück trockenes Brot. Viel schlimmer aber war es, dass wir überhaupt kein Wasser erhielten. Wer Durst hatte, musste die vereisten Eisenstangen des Waggons ablecken. Es gab nur ein Gesprächsthema: das Essen. Die KGB-Wache stahl unsere Lebensmittel und verkaufte sie der sowjetischen Bevölkerung für teures Geld; wir hatten keine Möglichkeit, uns zu beschweren. Damit wir zum Schlafen kamen, teilten wir uns in zwei Gruppen: Die eine blieb sechs Stunden lang stehen und stampfte mit den Füßen, um sich zu wärmen, die andere schlief. Dann wechselte man ab.

In der Dunkelheit sah man nicht, ob jemand gerade auf dem Loch war; man orientierte sich nach dem Geruch. Kein Zahnputzen, kein WC-Papier. Anfänglich war uns das sehr unangenehm; dann hatten wir mit dem Hunger, dem Durst und dem drohenden Tod grössere Sorgen.



Zum Bild links schrieb «Vjesnik», Zagreb, 1968: Ein Bild, das an 1939 erinnert. Diesmal aber gehören die waffentragenden Soldaten unter den Helmen der Sowjetarmee an. Rechts der deutsche Einmarsch von 1939.

Im Verlaufe der drei folgenden Jahre gewöhnten wir uns an den Mangel an Hygiene. Wenn schon die meisten Sowjetbürger gewisse bourgeoise Annehmlichkeiten wie Toilettenpapier nicht kannten, wieso hätte man sie den Kriegsgefangenen zuhalten sollen?

Unterwegs starben in mehreren Güterwagen gefangene Soldaten; in unserm Waggon wurden bloss einige Leute krank, darunter ein Deutscher, der selbst Arzt war. Ich hatte eine Erfrierung am Fuss, weil ich meinen Standplatz neben dem Loch hatte. Ein roter Ring auf meinem Fuss ist mir bis heute eine Erinnerung daran. Die Leichen wurden jeweils auf den Bahnhöfen gegen Quittung übergeben; das KGB musste über die Zahl der Gefangenen abrechnen.

Auf dem Bahnhof von Feodosija wurde erstmals nach 16 Tagen warmes Essen verteilt. Da wir bei einer Kälte von 30 bis 32 Grad unter Null durchfrieren (und überdies ausgehungert) waren, wollten wir alle sofort möglichst viel essen. Die Folge war ein Sturm auf die bereitgestellten Eimer und ein Stossen und Drängen unter den Gefangenen. Schliesslich kam praktisch niemand zum Essen; der Inhalt der Eimer — gute, warme Suppe — wurde grossteils verschüttet.

Schreckenslager bei einer von Krimtataren «gesäuberten» Geisterstadt

Wir kamen in eine alte Kaserne. Das Gedränge war unvorstellbar. Am nächsten Morgen starb ein ungarischer Soldat, der von den andern zusammengedrückt worden war.

Wir schliefen, zum Skelett abgemagert, auf dem Steinboden. Sitzen konnten wir nicht mehr; unser ganzer Körper war von Blutflecken bedeckt.

In diesem Schreckenslager brach eine Epidemie aus, und jeden Morgen begleiteten die Kameraden sechs bis acht verstorbene Kameraden. Vom KGB kümmerte sich niemand darum, wer diese waren, solange sie nur richtig abgezählt waren. Man begrub sie etwa 5 km von der Kaserne in Massengräbern. Einmal musste eine kleine Gruppe in die Nacht hinausziehen, weil Wölfe oder Hunde die Leichen ausgruben.

Tagsüber machten wir nichts. Zum Waschen gab es auf dem Kasernenhof einen einzigen Wasserhahn für rund 80 Offiziere. Handtuch, Seife usw. waren hier unbekannt. Wir hielten uns an der Sonne auf und jagten ständig nach Läusen. Einige Male mussten wir in die Stadt. Das Bild, das sich mir bot, kann ich nicht vergessen. Leere Strassen, zugengelte Fenster: eine Geistersiedlung. Die hier ansässigen Krimtataren hatte man im Frühjahr 1944 deportiert; die Neuansiedlung von Russen und Ukrainern hatte noch kaum begonnen.

Am 16. Februar ging der Transport weiter. Wir — 50 bis 60 Offiziere — fuhren in einem Güterwagen nach Simferopol, wo wir am Bahnhof fast einen Tag auf den Anschluss zu warten hatten. Der Kommandant, ein KGB-Leutnant, machte vor unsern Augen ruhig seine Geschäfte mit unsern Lebensmitteln, während wir hungerten. Im Auftrag aller Kameraden gingen wir — ein Leutnant tschechischer Abstammung und ich — zum diensttuenden Polizisten und meldeten ihm den Diebstahl. Der Erfolg unserer Aktion überraschte uns selber. Der Polizist überzeugte sich von der Berechtigung unserer Klage, ertapp-

te den KGB-Mann auf frischer Tat — und führte ihn sofort ab. Noch heute bin ich voller Anerkennung für diesen Milizionär.

Erstmals ging die Reise nicht in Güterwaggons, sondern in einem Personenzug weiter. Die einzelnen Wagen wurden von einem kleinen, eigenen Ofenraum aus geheizt, und endlich einmal war es nicht mehr kalt.

Und es gab ihn doch: Die Unvorstellbarkeit eines integren KGB-Mannes als Wirklichkeit

Unser neuer Kommandant war ein KGB-Unteroffizier: ein netter, junger Mann, intelligent und höflich. Er teilte unsere verbleibenden Lebensmittel ziemlich gerecht auf, und wir konnten in unsern Kochgeschirren im Ofenraum Wasser aufwärmen und Tee trinken.

Die Heizerin war eine alte Frau, mit der ich während der drei Tage bis Moskau recht häufig ins Gespräch kam. Ich entschloss mich, sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

Ich wollte Kontakt mit einem ungarischen Juristen aufnehmen, der meines Wissens in Moskau

lebte und mit dessen ganzer Familie ich bekannt war (sein Bruder, einer der einflussreichsten Kommunisten Ungarns, sollte 1945 Minister werden). Der betreffende Emigrant, der übrigens wohlhabenden Kreisen angehörte, hatte zur Zeit der Ungarischen Räterepublik (21.3. bis 1.8. 1919) mit den Kommunisten gemeinsame Sache gemacht, war dann in die UdSSR geflohen und hatte es zum Professor an der Moskauer Rechtsfakultät gebracht. Obwohl ich ihn nicht persönlich kannte (zur Zeit der Räterepublik war ich zwei Jahre alt gewesen), wollte ich mich an ihn wenden. Zusammen mit einigen Kameraden schrieb ich ihm einen Brief und übergab ihn der alten Frau mit der Bitte, im Telefonbuch die Adresse zu suchen und das Schreiben aufzugeben. Als Gegenleistung gab ich ihr etliche Zigaretten, die damals in der Sowjetunion grossen Wert hatten.

Etwa eine Stunde später rief mich der KGB-Unteroffizier auf den Gang hinaus und zeigte mir den Brief: «Haben Sie das geschrieben?» Ich musste ihm den Text übersetzen, und dann sagte er mir: «Nehmen Sie erstens zur Kenntnis, dass es in Moskau kein Telefonbuch gibt; also kann die Frau den Brief gar nicht aufgeben. Und

CRITICON

KONSERVATIVE ZEITSCHRIFT

Vier publizistische Gründe, CRITICON zu abonnieren:

- CRITICON lässt alles Ueberflüssige beiseite, um sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Wenn Sie sich fragen, was Ihnen von der jahrelangen Lektüre gewisser Nachrichtenmagazine eigentlich geblieben ist, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.
- CRITICON versucht nicht, sich durch dauerndes Hakenschlagen einer Festlegung zu entziehen. Wenn Sie sich fragen, wo in der Publizistik dieser Krisenzeit Hirn, Herz und Rückgrat geblieben sind, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.
- CRITICON sichtet für Sie die Bücherflut und hilft Ihnen so, sich zu orientieren. Wenn Sie sich fragen, wie Sie im Bücherangebot Spreu vom Weizen scheiden sollen, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.
- CRITICON unterrichtet über Vorgänge im In- und Ausland, die von den landläufigen Medien nicht zur Kenntnis genommen werden. Wenn Sie sich fragen, ob Sie durch diese Massenmedien ausreichend unterrichtet sind, dürfte CRITICON für Sie das Richtige sein.

Und ein politischer Grund:

- Radio DDR am 24. 2. 1975: «Formierungsorgan des politischen Neokonservatismus... der heute schon nicht mit dem Hinweis abgetan werden kann, dass er gegenüber der Politik ratlos sei, wie es bürgerliche Kritiker Anfang des Jahres 1974 noch bemängelten.»

An CRITICON-Vertrieb, D-848 Weiden i. d. OPf., Postfach 70

Ich abonniere ab Jahrgang 1975*

Senden Sie eine kostenlose Probenummer*

* Bitte ankreuzen

Erscheinungsweise: zweimonatlich,
48 Seiten, DIN A 4.
Jahrgangspreis: 5. Jahrgang DM 30.-/
öS 220.-/sFr. 32.-.

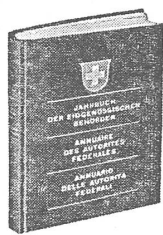
Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ _____

Ort _____



Jahrbuch der eidg. Behörden 1975

Unter Berücksichtigung sämtlicher Mutationen auf den neuesten Stand gebracht.

Diesjähriger Textteil:

Die bundesrätliche Ausländerpolitik
Innenpolitische Chronik 1974
Zum Stand der europäischen Integration
1974 – ein Jahr der Unsicherheit
Ueber die Weltpolitik im Jahre 1974

Redaktion Räteteil: Sekretariat der
Bundesversammlung
Redaktion Textteil: Dr. W. Rohner

376 Seiten in Blauleinen gebunden
mit Goldprägung, Preis Fr. 28.–

Durch alle Buchhandlungen und beim
Buchverlag Verbandsdruckerei AG Bern

zweitens: Ich bin seinerzeit in Moskau Student gewesen, und wenn ich mich recht erinnere, ist Ihr Bekannter Ende der dreissiger Jahre liquidiert worden. Mit dem Brief da machen Sie sich doppelt strafbar. Vergessen wir die Sache! Er zerriss den Brief und warf ihn aus dem Fenster. Solschenizyn sagt im «Archipel Gulag», möglicherweise habe es Blaubemützte (KGB-Leute) gegeben, die niemals gestohlen hätten, aber so ein Blauer sei für ihn entschieden unvorstellbar. Nun, ich habe (wenn auch als Kriegsgefangener ausserhalb des Gulag-Systems) zum Beispiel diesen KGB-Unteroffizier angetroffen. Allerdings: Ob und wie dieser junge Mann seine persönliche Integrität mit einer weiteren Karriere im KGB vereinbaren können, weiss ich nicht.

In Moskau blieben wir zwei Tage auf dem Bahnhof. Dann fuhren wir, wieder in einem Personenzug, nach Talizy weiter, in dessen Nähe sich ein grosses Offiziersgefangenenlager befand, verbunden mit einem politischen Lager und einem Gefangenenhospital.

Ein Winterspaziergang ohne Massensterben: mehr Glück als unsere Vorgänger

Der Fussmarsch vom Bahnhof zum Lager durch einen Wald war eine letzte, ungeheure Anstrengung. Die Entfernung betrug 45 km, aber wir mussten sie in hohem Schnee zurücklegen, bei 40 bis 42 Grad unter Null, geschwächt, ohne genügend Nahrungsmittel. So dauerte der Marsch im Kampf gegen Schnee, Hunger, Schlaf und Schwäche zwei Tage. Ich hatte eine besondere Schwierigkeit in einem Fussleiden; ich konnte die Füsse nicht biegen und somit keine normalen Schritte machen.

In Talizy erfuhren wir, wie eine andere Gefangenenengruppe im Dezember 1944 angekommen war. Von etwa 3000 Mann überlebten nur rund 2500 diesen Marsch. Die andern hatten sich unterwegs in den Schnee gesetzt und waren erfroren, weil sie sich nicht mehr erheben konnten. Man holte die Leichen zwei Tage später mit einem Schlittentransport ab und begrub sie in

einem Massengrab. Wir entgingen diesem Schicksal dank unserm KGB-Unteroffizier, der die Erschöpften mitschleppen konnte und für einen kranken Gefangenen unterwegs sogar einen Schlitten requirierte.

In der Folge wurden wir von Talizy nach Leschnowo verschoben, wo ich von Neuankömmlingen seltsame Dinge zu hören bekommen sollte.

Protokolle über die eigenartige Entstehung von «Kriegsgefangenen»

Als die «Waffenstillstandsgefangenen» im Mai/Juni 1945 eintrafen, war ich schon ein alter Routinier. Man setzte mich als Dolmetscher zur Ausfüllung der Fragebogen ein. Auf die Frage «Wie und wo bist du in Gefangenschaft gekommen?» gab es merkwürdige Antworten. Ein Briefträger wurde auf der Strasse in Budapest während seiner Arbeit festgenommen und traf mitsamt seinen unverteilteten Briefen im Juni 1945 in Leschnowo ein. Kamen Gefangene auf dem Marsch abhanden, so schleppten die Sowjets zum Ersatz die erstbesten Leute an, die sie auf der Strasse fanden. So gelangte auch ein Budapester Polizist in Uniform nach Leschnowo, weil er seinen Posten nicht verlassen durfte, als die Russen nach Menschen jagten.

Eine eigenartige Geschichte hörte ich von einem jungen Eisenbahner. Er war 1944 von den ungarischen Nazis nach Deutschland verschleppt worden, und als das Dritte Reich kapitulierte, wollte er nach Ungarn zurückkehren. Zur gleichen Zeit wurden auch die ungarischen Kriegsgefangenen, die sich an der Seite der Deutschen in Deutsch-

land befunden hatten, in Marsch gesetzt. Der junge Mann hörte, wie die KGB-Wache ihnen sagte: «Ihr kriegt in Budapest eure Papiere, und nachher könnt ihr nach Hause gehen.» Also hielt es der Eisenbahner für das Beste, sich dieser Kolonne anzuschliessen. Einige Male wurde er von der Wache zurückgejagt, aber schliesslich sagte man ihm: «Gut, wenn du durchaus mitmarschieren willst, bitte!» An der Grenze empfing man die Ankömmlinge mit Zigeunermusik und dem Rakoczi-Marsch; dann bestiegen sie in freudiger Erwartung die Eisenbahnwagen. Auch einige Zigeuner fuhren mit, weil sie im Transport eine Chance erblickten, gratis nach Budapest zu reisen. Nur fuhren sie — nicht anders als mein junger Eisenbahner — in die Sowjetunion.

*

Als wir zurückkehrten, waren wir uns, glaube ich, in einem Punkt einig: Wir wollten nicht wieder Gefangene sein, um keinen Preis. Wir würden alles hingeben, um unsere Freiheit zu verteidigen. In meiner neuen Heimat will ich das wiederholen, denn hier kennt man die Alternative zur Freiheit nicht.

Der grosse osteuropäische Politiker Ferenc Deak erklärte in der Zeit des Neoabsolutismus, als Osterreich den ungarischen Freiheitskampf niedergeschlagen hatte: Was sich fremde Eroberer gegen den Widerstand der Bevölkerung mit Gewalt genommen haben, das ist noch nicht verloren. Das aber, worauf eine Nation freiwillig verzichtet, das erhält sie nicht wieder zurück. Das lässt sich sinngemäss wohl auch auf eine Gruppe von Nationen übertragen. Zum Beispiel auf Westeuropa.

Zusammenhänge

Eigentlich ist es ein Paradox unserer Zeit, dass es ausgerechnet die Sowjetunion ist, die sich erlaubt, den dreissigsten Jahrestag der Kapitulation propagandistisch auszuschlachten. Keine heutige Macht hätte an sich mehr Grund als die Sowjets, bezüglich der hitlerschen Kriegführung, ihrer Vorbedingungen, ihrer Folgen und ihrer Parallelen ein schlechtes Gewissen zu haben. Aber zumindest der Westen erachtet es ja als höchst ungeschicklich, seinen sowjetischen Partner an gewisse Peinlichkeiten zu erinnern, die ihm nicht recht sein könnten. Das wäre, findet man, sowohl geschmacklos als auch politisch unklug.

Und die Folge dieser geschmäckerlichen Klugheit ist es, dass man sich von der sowjetischen und kommunistischen Propaganda auf einem Gebiet (Weltkrieg und Nationalsozialismus) womöglich noch in die Defensive treiben lässt, auf dem man mit besten Gründen offensiv sein dürfte und müsste.

Es ist an der Zeit, die historische Wahrheit auch in den Aspekten öffentlich bewusst zu machen, die den Sowjets unangenehm sind. Auf die Gefahr hin, dass sie das als Entspannungsfeindlichkeit bezeichnen. Auf die Notwendigkeit (und die historische Berechtigung) hin, die Sowjets und ihre ideologischen Verbündeten in die Defensive zu bringen, wenn man vom «Hitlerfaschismus» redet. Das hat übrigens damit zu beginnen, dass man das Ding bei seinem richtigen Namen nennt, nämlich Nationalsozialistische

Deutsche Arbeiterpartei. Das Aufzeigen der faschistischen Tarnübungen gehört doch wohl zu den erstrangigen Pflichten der antifaschistischen Aufklärung, oder?

*

In ihrer propagandistischen Vorarbeit zum 8. Mai haben die Sowjets die Pose des Alleinsiegers über das Dritte Reich angenommen, unter souveräner Missachtung aller übrigen Kriegsteilnehmer gegen die Achsenmächte. Und es ist interessant zu sehen, dass dieser arroganten Anmassung immerhin entgegengetreten worden ist, sogar in harter Polemik über die sowjetische Art, mit der geschichtlichen Wahrheit umzuspringen. Selbstredend waren es keine westlichen offiziellen Stellen, die sich so mit den offiziellen sowjetischen Lügen auseinandersetzten. Sondern jugoslawische, albanische und chinesische. Tito hat die Sowjets daran erinnert, dass es auch noch andere Nationen im Kampf gegen das (unter Brüdern nie so genannte) nationalsozialistische Reich gab, und er hatte mit seinem entschiedenen Auftreten in dieser Frage sogar einen gewissen Erfolg, denn Moskau rektifizierte dann in seinen Darstellungen die Rolle des jugoslawischen Partisanenkampfes. (Ohne die Michailowitsch-Partisanen zu erwähnen, denn auch Tito legt auf die ganze historische Wahrheit nicht so viel Wert...)

Der Westen hat in diesem Zusammenhang nicht ohne Interesse das jugoslawische Aufbegehren gegen das sowjetische Geschichtsbild verfolgt. Aber dass man die Sowjets eigentlich dazu bringen müsste, ein bisschen wahrheitsgerechter auch

(Fortsetzung auf Seite 12)